

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

10. Berufung nach Berlin und Abschied von Königsberg.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

10. Berufung nach Berlin und Abschied von Königsberg.

1693.

Im Herbst 1691, nicht lange nach der Übersiedlung Jablonskis von Bissa nach Königsberg war in Berlin der älteste Hofprediger Georg Konrad Berg, ein Sohn des unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm berühmten und hochangesehenen Hofpredigers, gestorben. Mit der Wiederbesetzung der Stelle hatte man es nicht eilig; die Arbeit an der Gemeinde konnte von den vier überlebenden Hofpredigern eine längere Weile allein bewältigt werden.

Zum ersten Mal seit dem Regierungsantritt vor fünf Jahren hatte Kurfürst Friedrich III. den in viel höherem Grade wie heutzutage bedeutsamen Posten eines Hofpredigers in seiner Hauptstadt zu besetzen; er nahm es sehr ernst mit der Wahl. Das reiche und schöne Erbe einer tief christlichen, auf das Evangelium sich gründenden Gesinnung, dazu einer treuen, überzeugungsvollen Anhänglichkeit an das Bekenntnis seiner frommen Eltern, weiter hinauf des Großvaters und dessen Vaters war durch eine vorzügliche, gewissenhafte Erziehung gefestigt. Der junge Kurfürst hatte den Glauben der Väter nicht nur als Erbe übernommen; er hatte ihn erworben und besaß ihn als sein eignes, offen und freudig bekanntes Bekenntnis. Auch auf kirchlichem Gebiete wandelte Friedrich III. unentwegt in den von dem Vater mit frommer, mannhafter Entschiedenheit gebrochenen Bahnen. Einen neuen Kurs da einzuschlagen, lag ihm auf kirchlichem Gebiete so fern wie auf staatlichem. Er würde auch dazu nicht die Kraft besessen haben; denn der Große Kurfürst hatte in Staat und Kirche die Grundlinien des wunderbaren Baues, dessen Vollendung und Krönung wir heutige Zeitgenossen haben erleben dürfen, so unerschütterlich fest und tief in den Boden der seiner Herrschaft überwiesenen Länder, in das Herz seines Volkes gelegt, daß sie wie eine unwiderstehliche Naturgewalt fortwirkten und auch die folgenden königlichen Bauherren bis zur Gegenwart in die durch den genialen Herrscher gewiesenen Bahnen drängten. Friedrich des Dritten geschichtliche Bedeutung ruht nicht zum geringsten Teil darin, die vom großen Vater gestellten Aufgaben, die der staatlichen und kirchlichen Politik gewiesenen Richtlinien klar erkannt und inne gehalten zu haben, sie, seiner stark ausgeprägten Neigung und auch dem Zuge der Zeit entsprechend, mit königlicher Prachtentfaltung den Untertanen und umgebenden Völkern unter die Augen gestellt und zielstrebig fortgeführt zu haben. Aus der Schule des Großen Kurfürsten hatte er noch eine Reihe bewährter Staatsmänner überkommen und hielt sie, dem

Landes zum Segen, in seiner Nähe. Er brauchte Kirchenmänner, tüchtig und befähigt, die der evangelischen Landeskirche von dem Vater, ja schon von dem Urgroßvater Johann Sigismund gewiesene hohe Aufgabe sich zu eigen zu machen und mit voller Hingabe an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.

Es liegt uns hier fern, die ganze Bedeutung und volle Tragweite des entscheidungsvollen Schrittes von Kurfürst Johann Sigismund hervorzuheben, daß er in der schwersten, drangsalvollsten Zeit seiner Regierung sich von dem lutherischen Glauben des Volkes trennte und der reformierten Kirche anschloß, er und im weiteren Fortgang das Haus der Hohenzollern. Solch einen kühnen Schritt, bei dem alles, selbst die kurfürstliche und herzogliche Würde, selbst der Friede im eignen Hause ernstlich in Frage gestellt war, wird nur wagen, wer in seinem Gewissen gedrängt es nicht lassen kann, seinen Herrn Christum in dem Glauben offen vor den Menschen zu bekennen, in welchem er seines Heiles und seiner Seligkeit gewiß geworden.*) Eine für das Land und die ganze Folgezeit segensreiche Frucht des Wagnisses trat unmittelbar mitten in den theologisch streitsüchtigen Tagen hervor; sie ist ein kostbarer Besitz des Hohenzollernhauses und weiter der deutschen evangelischen Kirche geblieben. Zum ersten Male geschah es jetzt, daß der Herrscher von dem damals allgemein als berechtigt angesehenen Versuche Abstand, die Untertanen zur Annahme des gleichen Glaubens zu drängen (*cujus regio, ejus religio*), daß er feierlich Duldsamkeit in Glaubenssachen gewährte, aber auch für sich und seine Glaubensgenossen beanspruchte. Ein seiner Ruhm in der Tat, der im dankbaren Gedächtnis unsrer evangelischen Kirche, unsres gesamten Volkes immer wieder betont werden soll, daß die Hohenzollern seit ihrem Übertritt zum reformierten Bekenntnis zuerst in deutschen Landen die Fahne der Toleranz entfaltet haben, daß sie nicht erst durch eine spätere, dem evangelischen Glauben sich entfremdende Zeit verkündet wurde. Wahre Duldsamkeit in Glaubenssachen kann nur üben, wer selber im Glauben tief und fest wurzelt; nicht aber, wer dem Evangelium untreu geworden weder kalt noch warm den Heiligtümern unsres evangelischen Glaubens gegenüber steht.

Eine weitere köstliche Frucht des Übertrittes, die unter dem Großen Kurfürst und durch ihn ausgereift, gilt es hervorzuheben. Die geübte Duldsamkeit, die beide Schwesterkirchen der Reformation als aus einem

*) Es sei hier an das schöne, treffende Wort von Saurin, dem berühmtesten und gefeiertsten Prediger unter den aus ihrem Vaterlande vertriebenen Hugenotten erinnert: *De tous les caractères, il y en a peu de si vénérables que celui d'un véritable proselyte. Un homme, qui sait changer de religion par de bons principes, a une grandeur d'âme au dessus du commun des hommes. C'est un héros, si sa conversion est sincère.*

gemeinsamen Stamm erwachsen lehrte und ansah — im siebzehnten Jahrhundert eine gar befremdliche Märc — zeitigte jene großartige Weitherzigkeit auch auf kirchlichem Boden, die gegenüber dem wiederaufkommenden Ermannern der römischen Kirche die evangelischen Glaubensgenossen in allen Landen zum gemeinsamen Kampf aufrufen und vereinen wollte. Der Große Kurfürst übernahm in diesem Sehnen und Streben die Führung. Er galt nach den kirchlich zerrütteten Zeiten des dreißigjährigen Krieges als Schirmvogt aller um ihres Glaubens willen verfolgten Völker. Zu ihrem Schutz und Trutz wagte es der Kurfürst, furchtlos und unbesorgt um die Folgen, selbst gegen Ludwig XIV. seine Stimme zu erheben. Als der „Sonnenkönig“ in fluchwürdiger Vergewaltigung das Edikt von Nantes aufhob und damit die Tüchtigsten seines Volkes von Haus und Hof und Vaterland vertrieb, da hat unser Brandenburger den flüchtenden Hugenotten sein Herz und auch sein Land weit geöffnet und in heiligem Zorn das unvergleichlich schöne, hochherzige, mannhaftige Edikt von Potsdam wider die Freveltat des französischen Königs ausgehen lassen. Unvergessen hat uns Evangelischen in Deutschland zu bleiben, was bis heute doch noch so oft übersehen wird, daß der Große Kurfürst in und durch solche Führung als Schutzherr der Evangelischen allüberall sein kleines, bis dahin von den tonangebenden Staaten vielfach übersehenes und wenig beachtetes Land und Volk in den Rang der tonangebenden europäischen Mächte eingeführt und sie auf diese evangelische Stimme achten gelehrt, grade um zwei Jahrhunderte früher, als das auf den Schlachtfeldern in Frankreich geeinte deutsche Volk unter dem evangelischen Kaiser aus dem Hohenzollernhause den festbegründeten Platz unter den Großmächten sich erstritten. Man lernte auf den glaubensstarken, glaubenstreuen Vorposten der gesamten evangelischen Kirche als auf die feste Burg der bedrängten, als auf eine offenstehende Herberge der vertriebenen Glaubensgenossen hoffnungsvoll hinsehen. Man warb um seine allzeit bereite Mithilfe in den schweren Kämpfen, durch welche sie allüberall in römischen Landen hindurchzugehen hatten. Und andererseits fing auch die römische Kirche an, so lange diese vom Großen Kurfürst ausgegebene Lösung in Geltung blieb und als eiserner Bestand des Krongutes hochgehalten wurde, in dessen Besitz die weltgeschichtliche Größe Preußens ruht, den kleinen preußischen Staat, dem der verblendete Papst in ohnmächtigem, schier kindischem Treiben noch über ein halbes Jahrhundert die Anerkennung der königlichen Würde versagt, trotzdem wohl im Auge zu behalten und auch zu fürchten, eine Furcht, die sie grade heute bei anders gewordener Strömung leider zu verlernen sich aneignet.

Diese von den Hohenzollern als wertvollstes Hauserbe und Vätergut übernommene Aufgabe forderte in der heimischen Kirche verständnisvolle Männer gleicher weithertziger, duldsamer Gesinnung, Kirchenmänner großen

Stils — wenn der Ausdruck gestattet ist —, die festgewurzelt im Evangelium ein Band der Gemeinschaft und des Zusammenstehens mit der gesamten Reformationskirche in dem ihr aufgedrungenen Kampfe wider die einheitlich zusammengeschlossene und von den Jesuiten meisterhaft geführte römische Kirche erstrebten. Nun lag es dem Sohne des Großen Kurfürsten und Erben auch dieser hohen Aufgabe zum ersten Male ob, für den erledigten Posten am Dom zu Berlin einen solchen Kirchenmann ausfindig zu machen. Wer heute noch imstande ist, Umschau unter den reformierten Geistlichen in Brandenburg-Preußen, ja selbst in Deutschland jener Tage zu halten, wird zugestehen, daß die Auswahl einer geeigneten Persönlichkeit für den wichtigen Posten äußerst gering gewesen. Außer dem Erkornen wüßte ich keinen der bekannt gewordenen damaligen Geistlichen als in gleichem Grade befähigt zu bezeichnen, nach den eben ange deuteten Seiten hin ein tüchtiger Mitarbeiter an dem großen Werke zu sein.

Der Kurfürst betraute mit der schwierigen Aufgabe, ihn auf einen geeigneten Kandidaten aufmerksam zu machen, seinen Vertrauensmann und Ratgeber in staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten, den Direktor in evangelischen Kirchensachen Geheimrat Paul von Fuchs. Der bedeutende Staatsmann wird uns in der Folge wiederholt begegnen; darum hier schon ein Paar Worte über ihn. Als Sohn eines Stettiner Geistlichen in dem Jahre geboren, in welchem der Große Kurfürst zur Regierung kam (1640), war der hochbegabte, frühreife Jüngling mit 27 Jahren bereits Professor der Rechte an der Duisburger Hochschule, auch hervorragendes Mitglied des reformierten Presbyteriums daselbst. Drei Jahre später wurde er, durch seinen Gönner, Otto von Schwerin, den Oberhofmeister der kurfürstlichen Söhne, warm empfohlen, zum Geheimsekretär des Kurfürsten berufen. Achtzehn Jahre hindurch in der unmittelbaren Umgebung des genialen Herrschers und mit seinem vollen Vertrauen von Stufe zu Stufe im Staatsdienste steigend, wurde er von diesem einzigartigen Lehrmeister in die hohe Politik eingeweiht und erwies sich, zu immer größeren, wichtigeren Staatsaufträgen auserwählt, als einen der gelehrigsten, begabtesten Schüler des großen Meisters in der Staatskunst; im reifen Mannesalter mehr noch als Schüler, als dessen selbständiger Mitarbeiter, Freund und auch Vertrauter. Fuchs stand an dem Sterbelager des Kurfürsten; er hat uns sein letztes, frommes Wort bewahrt: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Der Erbe des Kurhutes hatte auch dies väterliche Erbe eines einflußreichen Ratgebers übernommen. Noch sechzehn Jahre bis an sein Ende (1704) blieb Fuchs in den höchsten Staatsstellen, rastlos tätig in den auswärtigen und inneren Angelegenheiten der brandenburgischen Lande des preußischen Staates, rastlos und mit glaubensfreudiger Anteilnahme auch tätig in den kirchlichen Angelegenheiten und zwar überzeugungsvoll in den von dem Großen Kurfürsten

gewiesenen Bahnen, „stark in der Tat, sanft in der Art“. Während seines Direktorats in Kirchenjachen, seit 1695 als Vorfiger des Konfistoriums hat Fuchs mit weifer Mäßigung, aber warmen, frommen Herzens alle Kraft dran gesetzt, die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der beiden Schwesterkirchen auszugleichen, die in seiner Zeit aufkommenden Bestrebungen der Union zu fördern und auch durch sie die evangelische Kirche wider die listigen Anläufe und auch Vergewaltigungen Roms, stark zu machen.

Fuchs schwankte nicht lange, wen er dem Kurfürsten zum Hofprediger vorschlagen solle. Wann zuerst und durch wen er auf Jablonski aufmerksam geworden, habe ich nicht ausfindig machen können; es muß wohl schon in Magdeburg gewesen sein. Wie einst Otto von Schwerin in dem jungen Duisburger Professor den befähigten Staatsmann für die unter Kurfürst Friedrich Wilhelm aufsteigende Lebenskraft in Brandenburg witterte und als vorzügliches Werkzeug zu ihrer Entfaltung in Staat und Kirche heranzog, so auch hat Fuchs mit seinem scharfen Auge bereits an dem Magdeburger Feldprediger das Zeug entdeckt, tüchtig und geeignet, an hervorragender Stelle ein auserwählter Mitarbeiter an den großen kirchlichen Aufgaben zu werden, die Brandenburg-Preußen oblagen. Schon als Fuchs dem Kurfürsten Jablonski für Königsberg vorschlug, als er ihm dann dringend riet, den eben berufenen Hofprediger unter keinen Bedingungen wieder nach Bissa ziehen zu lassen, stand es dem Direktor in Kirchenjachen fest, daß Königsberg nur eine kurze Haltestelle auf dem Wege nach Berlin für seinen Kandidaten zu bilden habe. Im August 1691 hielt sich Fuchs auf einer der vielen Reisen im Dienst des Staates einige Zeit in der Hauptstadt Preußens auf. Bereits damals deutete er sowohl Blaspiegel gegenüber als auch da und dort in Gesellschaften an, daß des jungen Hofpredigers Bleiben in Königsberg kein langes sein werde. Daß sich das Wort nicht auf einen Rückzug nach Bissa beziehe, war jedermann bei der unzweideutigen Ablehnung der von dort gekommenen Bitte klar. Man riet wohl auf Berlin; aber am dortigen Dom war in den Tagen noch keine Stelle erledigt.

Während seines Königsberger Aufenthaltes muß Fuchs Jablonski persönlich näher getreten, auch Zuhörer seiner Predigten gewesen sein. Es ist auffällig und für beide Teile bezeichnend, wie sich der hohe Staatsmann zu dem gerade zwanzig Jahre jüngeren Prediger hingezogen fühlte, ihm Freund wurde und bis ans Ende seines Lebens blieb. Zwei verwandte Geister waren sich herzlich auf dem Boden gleicher, tiefgründender christlicher Überzeugung nahe gekommen. Aber der Kurfürst hatte den warm empfohlenen Kandidaten noch nicht predigen gehört. Unauffällig wurde Jablonski im Winter 1692 nach Berlin zu einer Gastpredigt geladen; selbst die Domprediger glaubten nicht, daß es sich um eine

Wahlpredigt handle. Als nun doch der Gast bald darauf vom Kurfürsten zum Dom- und Hofprediger berufen ward,^{1*)} hatten sie zwar nichts wider den Erwählten; aber sie hielten es doch für unbillig, daß der Kurfürst vorher die Domgeistlichen nicht zu Rate gezogen. Sowohl bei der Wahl des nun ältesten Hofpredigers Schmettau (seit 1666), als auch bei der zwei Jahre früheren von Berg sei es nach altem Herkommen so gehalten worden, daß zunächst das geistliche Ministerium beraten und schriftlich jeder einzelne Domprediger seine Zustimmung gegeben habe. Danach sei von der Kanzel aus auch die Domgemeinde um ihren Willen befragt worden. Der Minister habe aber auf ihre Klage erwidert: das sei indifferent; die Zeiten hätten sich geändert, in dergleichen Dingen müsse der summus episcopus das Recht der freien Schaltung haben.

Sobald der Kurfürst die Entscheidung getroffen, drängte er auf alsbaldigen Antritt der Stelle. Noch ehe Jablonski von seiner Gemeinde in Königsberg sich verabschiedet, mußte er nach Berlin eilen, daselbst feierlich im Dom in Anwesenheit des Kurfürsten und des ganzen Hofes in sein Amt eingeführt und der ganzen Gemeinde vorgestellt zu werden. Es war am Sonntag Septuagesimä, den 12./22. Februar 1693. Der wirkliche geheime Staatsrat Excellenz von Fuchs, nicht etwa der älteste Hofprediger, wie es damals zu geschehen pflegte, hielt die Einführungsrede. Sie liegt mir vor. Fuchs hatte auch als Redner einen guten und wohlverdienten Ruf; der besonderen Wärme dieser Rede ist leicht die Freude über die getroffene Wahl, die innige Teilnahme an dem Gewählten abzufühlen. Der Redner weist auf die göttliche Gnade hin, daß gerade die kurfürstlichen Lande ein Schirm und Schutz verfolgter Glaubensgenossen seien; er freut sich des anhebenden Wandels in der Stellung der Berliner Bürger gegenüber der reformierten Kirche und zieht als Vergleich jenen unglückseligen Karfreitag (4. April 1615) heran, da „der erste reformierte Prediger dieser Kirche, Füsselius, mit größter Lebensgefahr sein Amt verrichtete und nach ausgestandener Plünderung und Bestürmung seines Hauses (in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag) andren Tages die Kanzel in ungewöhnlicher Kleidung, nämlich einem Unterkleide und grünem Kamisol, da ihm sonst nichts übrig geblieben, betreten und öffentlich, wiewohl mit Todesfurcht umgeben, gepredigt*“, während nun „uns die eigne Erfahrung überzeuge, daß kaum zwanzig oder dreißig Jahre verflossen, da man in dieser Kirche wenige Stühle und wenige Zuhörer gesehen; jezo hergegen fehlet es an Platz zu den Stühlen und in den Stühlen an Platz vor die Zuhörer und werden der Vorsteher Ohren täg-

*) Eingehend schildert diesen religiösen Aufruhr Hering, histor. Nachricht von dem ersten Anfang der reformierten Kirche in Brandenburg-Preußen (Halle 1778), S. 279—301.

Dalton, Jablonski.

lich mit den angenehmen Klagen, daß kein Raum mehr zu finden, angefüllt.“ Mit ernstern, warm empfundenen Worten wendet sich der Redner an Jablonski und zeigt ihm die hohe, aber auch schwere Bedeutung grade dieses Postens. „Das Gewissen und der Wandel eines großen Fürsten und seiner Kinder, Angehörigen und Bedienten, wie auch in dieser schönen und volkreichen Gemeinde werden auf eure Seele, Ehrwürdiger Herr, gebunden; es sind mehr Dornen und Disteln der Verfolgung und einer schweren Verantwortung als Rosen der Belohnung von dieser Pflanze zu erwarten . . . Einen sicherern Trost könnet ihr fassen, daß dieser Beruf von Gott kommt und ihr euch weder schrift- noch mündlich, weder selbst noch durch andre darum beworben habt. Gewiß ein großer Trost! Denn nun könnet ihr versichert sein, daß derjenige, der euch berufen, werde euch auch regieren, und der euch gesandt, werde euch auch Kräfte verleihen, seinen Willen und Befehl zu vollstrecken.“

An die Einführungsrede reihte sich unmittelbar die „Anzugspredigt“ des berufenen Hofpredigers über das Wort des Apostels an seine korinthische Gemeinde: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten.“ Jablonskis Predigtweise zu beleuchten, ist einem späteren Anlaß vorbehalten. Dem nicht vorzugreifen, sei darum hier nur eine Stelle angeführt, wie der furchtlose, freimütige „Nathan“ gleich bei der ersten Predigt dem anwesenden Kurfürsten und der Gemeinde sein übernommenes, schweres Amt kennzeichnet. „Traun,*) daß ich die drückende Last des Amtes bei Hof soll verrichten, verdoppelt meine Bekümmernis. Die Schwierigkeiten, welches selbiges anderswo beschwerlich machen, machen bei Hof daselbe fast unerträglich. Man hat daselbst mehr Werk, aber weniger Gelegenheit für sein Werk; eine größere Rechnung, aber kleinere Fähigkeit, dieselbe in Richtigkeit zu bringen. Die Eitelkeit, welche zwar in der ganzen Welt herrschet, setzet daselbst wie auf einem erhöhtern Thron und schwinget einen mächtigeren Scepter. Sie hat beide Hände auß gefährlichste bewaffnet, um das Amt des Herrn zu bestürmen und zu entkräften. Die eine Hand bietet dar die nachdrücklichsten Gattungen von Liebkosung, weltlicher Größe, Ansehen, Menschengunst u. dergl., und da darf nur ein wenig Weltliebe in das Herz des Predigers sich hineinstehlen, so ist daselbe so bald vergiftet und alle heiligen Verrichtungen wie von einem durchbringenden Ottergift angesteckt und getödet. Was sind aber wir Ärmste? Wir tragen einen edlen Schatz, jedoch in schwachen Gefäßen und ach wie bald, wie bald ist dieses Gefäß gebrochen! Die andre Hand rüstet

*) Das schon im 12. Jahrhundert im Brauch gewesene Ausrufungswort unserer Mutterprache ist gegenwärtig so ungebräuchlich geworden, daß es ratsam ist, es Einzelnen zu dolmetschen als „ganz gewiß“, von dem mittelhochdeutschen triuwen, in Treue, in Wahrheit.

sich mit Gewalt, Dräuen, Furcht und Entsetzen, um das Gemüt, so durch Lockungen nicht hat gewonnen werden können, durch Bedrängungen zu fällen. Saure Blicke, ungnädige Mienen, drückende Ungunst, schmerzhaftes Verfolgungen und was etwa manch treuer Moses, redlicher Micha, aufrichtiger Jeremias, freimütiger Johannes Baptist an ihrer Herren Höfe erfahren müssen, ist beschäftigt, einen frommen Lehrer furchtsam zu machen und ihm das Maul zu stopfen, daß er nicht sage, was sein Gewissen ihm eingibt und sein Amt erfordert. Wie sollte nun meine Seele anders seufzen als: Herr, sende, wen du senden willst. Ja, das waren meines Herzens Gedanken . . .“

Unmittelbar nach der feierlichen Einführung begab sich Jablonski auf die damals und besonders nun beim beginnenden Frühlings-Lauwetter und dem Eisauflang der Weichsel doppelt beschwerliche, mühsame Reise nach Königsberg, seinen dortigen Haushalt aufzulösen und von der Gemeinde Abschied zu nehmen. Am Sonntag Quasimodogeniti, den 19./29. März,*) hielt er seine „Abzugspredigt“, ebenfalls über ein Wort des Apostels Paulus: Zuletzt, meine Brüder, seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Zieheth an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnet wider die listigen Anläufe des Teufels (Eph. 6, 10.). Die Ausführung bietet einen fesselnden Beleg über die Predigtweise Jablonskis seiner früheren Tage, selbständig im Inhalt und doch befangen im Stil und der Form damaliger Predigtkunst. Er will, wie er zum Eingang angibt, „an alle diejenige Lehre, welche den Glauben und christlichen Wandel betreffen und die er bisher vorgetragen, heute gleichsam letzte Hand anlegen und die Gemeinde wider die feindlichen Nachstellungen verwahren, damit sie des göttlichen Schatzes, welche sie in solcher Zeit andächtig eingesammelt, nicht beraubt werde.“ Der Text stellet vor: uns selbst als gute Streiter Jesu Christi, den Teufel als unsren abgesetzten und wachsamem Feind, ihn bewaffnet mit List und Bosheit, uns mit der Macht und Stärke Gottes. Laßt uns daraus folgende zwei Pünktlein betrachten: 1) „die listigen Anläufe des Teufels, damit er unsren Glauben und Tugendwandel bestürmet; 2) die Stärke eines Christen, damit er wider diese listigen Anläufe bestehen kann und soll.“ — Die beiden Pünktlein gestalten sich bei der Ausführung zu sehr weit ausgedehnten Punkten; sie nehmen den größten Teil der 38 Druckseiten ein. In gewandter, oft geistvoller, reich mit gut herangezogenen Stellen der Heiligen Schrift belegter Weise wird nach damals auch in die Predigt eingebrungenem Geschmaack Satan weitleufig gekennzeichnet als listiger Kriegermann, Natur-

*) Im Jahre 1693 fiel Ostern auf den frühesten Tag, den 22. März (vergl. Grotefend, Handbuch der histor. Chronologie, S. 197).

kundiger, Politikus und Methodikus, als betrügerlicher Jurist, Medicus, Theologus und Engel Gottes, um dann im zweiten Teile zu zeigen, wie der Christ in der Stärke Gottes jedem einzelnen dieser acht Listen und Betrügereien zu begegnen habe. Ein Texteswörtlein bleibt dem Prediger auszulegen noch übrig: „Das „zuletzt“ bietet mir betrübten Anlaß“ zum Abschied von der Gemeinde. „Ich sage sonder Scheu, daß diesen obwohl dem Ansehen nach vorteilhaften Wechsel nie gewünschet, nie getrieben, auch nie verhoffet habe und sage noch mehr, daß von meiner Jugend an die schlüpferigen Städte, zu welchen gerufen werde, mit furchtsamem Abscheu angeblicket. Ich hielt es für meine Glückseligkeit, an diesen Ort gekommen zu sein und wünschte keine andre, als an diesem Orte zu verbleiben.“ In innigen, ehrerbietigen Worten verabschiedet er sich von der Landesregierung Preußens, von der Gemeinde und ihren Ältesten, von seinen Amtsbrüdern („mit dankbarem Herzen sage ich euch zum Ruhme, daß ihr meine Jugend nicht verachtet, sondern mit recht väterlicher und brüderlicher Liebe, Gewogenheit und Vertraulichkeit mich umschlossen, so daß wir mit vereinigten Herzen, Mund und Händen dieses Haus Gottes bisher gebauet gleich wie Salomo seinen Tempel, daß kein Getöse einiges Mißverständes und Uneinigkeit gehöret worden . . . Ob wir nun zwar getrennet und an unterschiedne Spizen der Schlachtordnung Israels gesetzt sind, werde ich dennoch nie aufhören, euch wie im gleichen Fall Joab seinem Bruder Abisai zuzurufen: Seid getrost und laßt uns stark sein für unser Volk und für die Städte unseres Gottes“).

Königsberg hatte es in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes dem jungen Prediger herzlich angetan. Schon damals übte die ferne, in reizloser Landschaft abgelegene Stadt am Pregel einen Zauber auf seine Bewohner aus, wie sie ihn heute noch besitzt; ich kenne kaum eine Stadt in Deutschland, die nach kurzer Weile schon ihren Insassen mit so treuer Anhänglichkeit zu fesseln vermag als die Hauptstadt im alten Preußen. Meines Wissens ist Jablonski in aller Folgezeit nicht mehr an dem bald heimisch gewordenen Orte gewesen; aber er hat gezeigt, daß für ihn nicht galt: aus den Augen aus den Sinnen. Auch nicht für die Gemeinde ihm gegenüber. Grade in den nächsten Jahren ist der rasch zu hohem Ansehen gelangte Hofprediger ihr Anwalt und warmer Befürworter in schweren Tagen geworden. Zum Nachfolger Jablonskis war ein Sohn des Berliner Dompredigers Christian Cochius bestimmt worden, den der Große Kurfürst 1687 nur widerstrebend auf sein und der Hofprediger Bitten in Berlin festgehalten. Denn der Kurfürst kannte ihn von Solingen her, daß er herrschsüchtigen, ungestümen Gemütes sei und alles nach seinem Kopfe haben wollte. So wird wohl der Vater die Berufung des Sohnes, dessen Wahl er auch in Solingen durchgesetzt, nach Königsberg in die Wege geleitet haben. Zum ersten Mal

übte die Gemeinde, nicht der Kurfürst, das ihr verliehene Wahlrecht aus. Es scheint, zumal nach einem solchen Vorgänger, keine glückliche Wahl gewesen zu sein. Als nun noch im selben Jahre Blaspiel plötzlich gestorben, trafen von hervorragenden Gemeindegliedern Briefe in Berlin ein — Fuchs teilte sie Jablonski mit — daß, wenn keine bedeutende Kraft gewählt würde, der Fortbestand der Gemeinde in Gefahr stände. Der Kurfürst glaubte eingreifen zu müssen. Er berief schon am 6. Februar 1694 den seit achtzehn Jahren in Danzig an der reformierten Peter-Paulkirche wirkenden, sehr beliebten Pastor Lürsen, einen Bremer von Geburt, der vor Danzig bereits in Köln und Düsseldorf angestellt gewesen, nach Königsberg. Darüber an beiden Orten bittere Klagen. Die Danziger baten dringend, ihnen den beliebten Prediger zu lassen; in Königsberg fühlte man sich über den Eingriff in das eben erst erlangte Wahlrecht verletzt. Der Kurfürst beharrte bei seinem Willen; Fuchs betraute mit dem peinlichen Briefwechsel an die beiden Gemeinden Jablonski. Allmählich beruhigten sich die Gemüter, zumal Lürsen selbst durch freundliches, nachgiebiges Entgegenkommen besänftigend wirkte. Der Kurfürst hatte ihm das von Blaspiel innegehabte Inspektorat der Schule, mit dem die Amtswohnung verknüpft war, verliehen; die Gemeinde hatte rasch Jarver die Wohnung eingeräumt, der sie nicht mehr einbüßen wollte. Lürsen ließ sie ihm und gab sich mit einer Mietsentschädigung zufrieden. Auch das änderte der Kurfürst auf eigne Hand, daß Lürsen nicht mehr, wie noch Jablonski, nur auf die Vesperpredigten angewiesen wurde, sondern daß von da an (bis zum heutigen Tage) die Geistlichen an der Burgkirche als gleichgeordnete in den Predigten allsonntäglich abwechseln. Wie aus dem mir teilweise vorliegenden Briefwechsel ersichtlich, hat Jablonski mit seinen versöhnlichen Ratschlägen wesentlich zur Beilegung des ärgerlichen Handels beigetragen.

Noch wiederholt bot er eine hilfreiche Hand der Königsberger Gemeinde. Auch durch seine Fürsprache hat der Kurfürst, der sich allzeit als ein treuer Förderer der Gemeinde erwies, in welcher er, wie das Kirchenbuch zeigt, am 1. Juli 1657 getauft wurde, der Gemeinde im Jahre 1698 in einem „Generalprivileg“ alle ihr früher erteilten Ausnahmsrechte zusammengefaßt und erweitert. In der erwähnten Schrift von Muther (S. 20) werden die sechs wesentlichen Punkte dieses sehr bedeutsamen Freibriefes angegeben, an dessen Erhaltung Friedrich III. für das Kurhaus und alle seine Erben den Segen Gottes, an dessen Übertretung und Mißachtung aber schweren Fluch knüpft. Auch der Kirchenbau beanspruchte seine Fürsprache. Der großartige Bau forderte bis zur Vollenendung 130 000 Mark. Bei der größten Opferwilligkeit war doch die Gemeinde nicht im stande, die benötigte Summe allein aufzubringen. Im Dezember 1696 kehrten die beiden eifrigen „Esterleute“

Francis Hay und Karl Ramfay bei ihrem früheren Geistlichen in Berlin ein und Jablonski gab ihnen Empfehlungen auf ihre Sammelreise nach Holland, England und Schottland mit. Bei ihrer Heimkehr konnten sie ihm über einen Ertrag von mehr als 12000 Mark berichten. Noch ein drittes Mal finde ich Jablonski für seine alte Gemeinde tätig, als 1705 der Vorsitzer des Kirchenrats nach Berlin kam, um auszuwirken, daß die Regierung den reformierten Kirchenrat in Königsberg zu einem Konsistorium ausgestalten möge, dessen Vorsitzer den Titel Direktor, die übrigen Mitglieder den von Konsistorialassessoren erhalten sollten und, was entscheidender, daß in der Folge nicht mehr die Gemeinde die Mitglieder des zu einem Konsistorium erhobenen Kirchenrats zu wählen habe, sondern das Konsistorium selbst. Ob freilich der Vorsitzer von der Regierung die Bestätigung seines Gesuches erlangt, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

